

Gerechtigkeit: Kardinaltugend oder normative Illusion?

Thesenpapier von Kaevan Gazdar

*„Gerechtigkeit: Eigenschaft
und Phantom der Deutschen.“*
Johann Wolfgang von Goethe

In seinen *Maximen und Reflektionen* kommt Goethes Rasonnement über die Gerechtigkeit unmittelbar nach der eher bitteren Erkenntnis des Geheimrats: "Die Deutschen der alten Zeit freute nichts, als dass keiner dem andern gehorchen durfte." Mit den Deutschen - "so achtbar im einzelnen und so miserabel im Ganzen" - konnte sich Goethe ohnehin wenig anfreunden.

Gerechtigkeit lässt sich schwer als Leitthema in Goethes Werk erkennen. Selbst im *Götz von Berlichingen* geht es eher um den Kampf der alten gegen die neue Ordnung, des freien Reichsritters gegen den Hof der frühen Neuzeit. Götz vertritt das gewachsene Naturrecht und lehnt die Normen des eher abstrakten römischen Rechts ab; "Esel der Gerechtigkeit" nennt er den Gerichtsboten, der ihn zu den Ratsherren geleiten will.

Lessings Dramen hingegen kreisen um Ungerechtigkeit und ihre Folgen, ob im religiösen Bereich (*Nathan der Weise*) oder im höfischen (*Emilia Galotti*). In *Minna von Barnhelm* wird Major von Tellheim zu Unrecht der Korruption bezichtigt. Der Edelmann wehrt sich: "Ich brauche keine Gnade; ich will Gerechtigkeit. Meine Ehre."

Tellheims Standhaftigkeit bzw. Starrköpfigkeit verblassen allerdings im Vergleich zu *Michael Kohlhaas*. Kleist weiht den Leser schon eingangs ein, Kohlhaas sei einer "der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit". Immerhin beansprucht der Rosshändler gegen den bösen Junker Wenzel von Tronka, der ihm zwei Rappen widerrechtlich konfisziert und dann auch misshandelt hat, zuerst die öffentliche Gerechtigkeit. Erst als diese versagt, siegt bei ihm eine tatsächlich entsetzliche Rach-

sucht. Der historische Hans Kohlhasen war nicht nur ein Zeitgenosse von Götz, sondern von einem ähnlich verabsolutierten Rechtsgefühl geleitet.

Von der Kohlhaas-Figur geht eine enorme Sogkraft aus. Denn der rücksichtslose Kampf des Einzelnen offenbart zugleich die Hoffnungslosigkeit der Verhältnisse. Dies gilt insbesondere für die Parabel *Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit* des ostpreußischen Schriftstellers Ernst Wiechert (1887-1950). Wiecherts Roman gehört zu den Werken des inneren Widerstands im Dritten Reich; er verlegt die Handlung nach Indien und lässt seinen Helden Vasudewa Recht für einen Bauern fordern, dessen Büffel von den Soldaten des Königs getötet worden ist. Vasudewa weigert sich, ein Standbild des Königs zu grüßen. Derartige Anspielungen auf den braunen Götzendienst trugen dazu bei, den Verfasser als Regimegegner auszumachen. Goebels notierte in seinem Tagebuch: "Vernehmungsprotokoll von dem sogen. Dichter Wiechert gelesen. So ein Stück Dreck will sich gegen den Staat erheben. 3 Monate Konzentrationslager."

Nun ist das Ministeriumsmilieu unserer Zeit, in dem Martin Walsers Roman *Finks Krieg* spielt, unvergleichlich humaner. Walsers leicht entschlüsselbarer Schlüsselroman - Rudolf Wirtz (Fink), leitender Ministerialrat in der hessischen Staatskanzlei, wurde 1988 von dem neuen CDU-Chef der Staatskanzlei Alexander Gauland (Dr. Tronkenburg, abgeleitet von dem Junker Wenzel von Tronka) versetzt und weitgehend kaltgestellt; Wirtz wehrte sich vehement mit allen juristischen Mitteln und in aller Öffentlichkeit gegen die Strafversetzung - lässt Fink aus der Figur des Kohlhaas Trost und Kraft finden. *Finks Krieg* sei eine "Luxusbataille" angesichts grassierender Arbeitslosigkeit, urteilte *Der Spiegel*; dabei handelt das Buch von dem Lebensthema des Autors, von der Ohnmacht des Einzelnen, von einem Mangel, einem Unrecht, das es zu beheben gilt.

Soziale Gerechtigkeit: normativ vermintes Gelände?

Sich wehren, koste es, was es wolle: Damit ist der Kern des Kohlhaasschen Denkens erfasst. Bei sozialer Gerechtigkeit hingegen geht es um weniger radikale Vorstellungen. Nämlich um das, was eine Gesellschaft ihren Bürgern schuldig ist - und was das Gemeinwesen sich leisten kann. Ein prosaisches Thema, das deutsche Schriftsteller von Rang, mit Ausnahme von Gerhard Hauptmann, selten aufgegriffen haben.

In seiner *Italienischen Reise* beschäftigt sich Goethe zwar mit den Sitten des einfachen Volkes, aber eher als lebendigem Theater, als pittoreskem Lokalkolorit. Ganz anders Johann Gottfried Seume in seinem *Spaziergang nach Syrakus*. Seume, der zu Fuß gut 15 Jahre nach Goethe aufbricht, um von Grimma bei Leipzig nach Syrakus zu gelangen, erlebt und beschreibt soziale Not hautnah. Rom, für

Goethe die "Hauptstadt der Welt", ist für Seume die "Kloake der Menschheit", wo Menschen täglich an Hunger sterben. Von ihm stammt auch der denkwürdige Satz: "Wo keine Gerechtigkeit ist, ist keine Freiheit, und wo keine Freiheit ist, ist keine Gerechtigkeit".

Die Sehnsucht nach sozialer Gerechtigkeit entstand erst Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge der "sozialen Frage", die sich angesichts rapider Industrialisierung und der ebenso raschen Verelendung von Handwerkern und Arbeitern stellte. Zur Bewusstseinsbildung trug das bahnbrechende Sozialversicherungswerk des Kaiserreichs ebenso bei wie die katholische Soziallehre mit ihrem Gedankengut der Solidarität und Subsidiarität.

In Vergessenheit geraten: wie sehr diese Soziallehre eine deutsche Erfindung ist, angefangen von den Forderungen des Bischofs Ketteler über die Suche des Jesuiten Heinrich Pesch nach einem dritten Weg zwischen Kapitalismus und Sozialismus bis hin zum Gedankengut von Nell-Breuning und Kardinal Höffner. Auch die päpstlichen Enzykliken – von *Rerum novarum* über *Quadragesimo anno* bis hin zu den päpstlichen Rundschreiben unserer Zeit – spiegeln dies wider. Hier sind die geistigen Quellen des ersten Absatzes von Artikel 20 des Grundgesetzes, die Bundesrepublik sei "ein demokratischer und sozialer Bundesstaat" zu finden, hier auch die Genese der *sozialen* Marktwirtschaft.

Gerade die Kopplung sozial + Marktwirtschaft führt zu Fragen nach Gerechtigkeit und Gleichheit; jeder, der sich hierzu äußert, begibt sich auf "normativ vermintes Gelände", wie der Soziologe Peter A. Berger vermerkt. Bedeutet soziale Gerechtigkeit auch Gleichheit der Lebensbedingungen und Chancen, lautet die schlichte Grundfrage, an der sich die Geister seit Jahrzehnten reiben. Die öffentliche Meinung ist gespalten:

- Zwei Drittel der Befragten eines "Sozio-ökonomischen Panels" gaben 2003 zu Protokoll, soziale Gerechtigkeit bedeute, dass alle Bürger die gleichen Lebensbedingungen haben.
- Bei der gleichen Umfrage stimmten allerdings rund 70 Prozent der Aussage zu: "Ein Anreiz für Leistung besteht nur dann, wenn die Unterschiede im Einkommen groß genug sind."

Zwischen "nivellierter Mittelstandsgesellschaft" – Helmut Schelskys berühmter Umschreibung einer fortwährenden Angleichung der Lebensverhältnisse – und dem Motto "Leistung muss sich lohnen" bewegt sich eine Debatte, die an Brisanz gewonnen hat, seitdem die Nivellierung der Gesellschaft vernehmbare Risse zeigt. Seit 2000 haben Armut und Ungleichheit in Deutschland stärker zugenommen als in allen anderen Industrieländern, so der Befund einer 2008 veröffentlichten OECD-Studie. Die Armutsquote liegt sogar knapp über dem OECD-Durchschnitt. Aber ist die Gleichsetzung von Ungleichheit mit Ungerechtigkeit legitim? Ja, wenn man Sozialkritikern wie dem SPD-Politiker Ottmar Schreiner Glauben schenkt. In seinem Buch *Die Gerechtigkeitslücke* geißelt er die Verarmung der Mittelschicht bei

gleichzeitiger Verdoppelung der Zahl der Vermögensmillionäre im letzten Jahrzehnt.

Ist Reichtum ein Makel?

Auf die soziale Spaltung anspielend, kommentiert Schreiner: "Für welche gemeinsame Sache sollen Hartz-IV-Empfänger mit 347 Euro monatlich und Top-Manager mit Jahresdurchschnittsbezügen von knapp 3 Millionen Euro eintreten? Zwischen ihnen liegen Welten." Nun erfahren Hartz-IV-Empfänger Sachleistungen jenseits der kärglichen Summe, die Schreiner nennt, und nur ganz wenige Topmanager verdienen Millionengehälter; dies entkräftet aber nicht seine grundsätzliche Argumentation.

Zu den Mutigen, die sich gegen eine egalitäre Sichtweise wehren, gehört der Bankier Alexander Mettenheimer, der in einem Artikel mit dem bezeichnenden Titel *Ist Reichtum ein Makel?* für die Wohlhabenden Partei ergreift. Mettenheimer weist darauf hin, dass das Humankapital - Ausbildung, Wissen, Fähigkeiten - weitaus gleichmäßiger verteilt ist, als bei einem reinen Einkommensvergleich sichtbar wird. Dies gilt sicherlich gerade für ein Land, das - anders etwa als die USA, Großbritannien und Frankreich - über keine ausgeprägten Eliteausbildungsstätten verfügt.

Eine gleichmäßige Verteilung von Humankapital deutet auf eine gewisse Chancengleichheit hin. Dies gilt aber keineswegs für den Zugang zu Bildung, denn: Nur 11 Prozent aller Arbeiterkinder beginnen ein Hochschulstudium; bei Kindern aus gut situiertem Elternhaus beträgt die Quote satte 81 Prozent. Im Bildungskreislauf findet unaufhörlich ein Teufels- bzw. Engelskreis statt, den der Jurist, Philosoph und Soziologe Felix Ekardt in seinem Buch *Wird die Demokratie ungerecht?* anhand einer kleinen Anekdote verdeutlicht: "Ich stamme aus einer Wissenschaftlerfamilie und bin in Berlin zur Schule gegangen, wo ich viele türkische Mitschüler hatte. Alis Vater war Bauarbeiter. Als wir in der dritten Klasse gefragt wurden, was wir später werden wollen, antwortete ich: Professor. Ali antwortete: Bauarbeiter. Heute haben wir beide unser 'Ziel' erreicht. Aber ist das Chancengleichheit?"

Der Themenkomplex Gerechtigkeit-Gleichheit hat nach der Wiedervereinigung an Brisanz gewonnen. Denn für die Ostdeutschen - so das Ergebnis einer Reihe von Meinungsumfragen des Allenbacher Instituts - hat Gleichheit sogar einen höheren Stellenwert als Freiheit. Entstehung und Aufstieg der Partei "Die Linken" stehen wohl im Zusammenhang mit einem tiefsitzenden Unbehagen über die Folgen der Marktwirtschaft. Der berühmte Spruch von Bärbel Bohley "Wir wollten Gerechtigkeit und bekamen den Rechtsstaat" kann getrost als politische Romantik abgetan werden. Aber die Debatten in den ostdeutschen Landtagen in der ersten Legislaturperiode (1990-1994) zeugen von einem grundlegenden Gerechtigkeitsidealismus. Der Bürgerrechtler und Abgeordnete der Grünen Hans-Jochen Tschiche beteuerte beispielsweise, "dass es eine sozial gerechte und

freiheitliche Gesellschaft zugleich geben könne. An dieser Hoffnung halte ich weiterhin fest."

Man merke sich - anders als bei Seume - die Reihenfolge: sozial gerecht und freiheitlich. Das angelsächsische Denken zu dieser Thematik setzt genau auf die entgegengesetzte Abfolge. In seinem Klassiker *Eine Theorie der Gerechtigkeit* sieht John Rawls sie zwar als "die erste Tugend sozialer Institutionen" an. Aber bei seinen zwei Grundsätzen - Grundfreiheiten und soziale Gleichheit - hat der Erste eindeutig Vorrang. Noch krasser drückte sich Friedrich von Hayek, geistiger Mentor von Reaganomics und Thatcherismus, aus. Schon der Begriff der sozialen Gerechtigkeit führe geradewegs - das wohlige Schaudern des Betrachters setzt der Ökonom voraus - zu einem voll entwickelten Sozialismus. In diesem Kielwasser schwimmen auch Zeitgeist-Provokateure wie der Medientheoretiker und Philosoph Norbert Bolz, der allen Ernstes proklamiert: "Soziale Gerechtigkeit macht den Menschen unmündig."

Jenseits flotter Polemiken stellen die britischen Verfasser der empirischen Studie *Gleichheit ist Glück* fest: Ungleichheit zersetzt die Gesellschaften. Kate Pickett und Richard Wilkinson analysierten die Lebensbedingungen in 21 Ländern; sie kamen zum Ergebnis, dass Länder mit großen Einkommensunterschieden unter mehr Gewalt, mehr Gefängnisinsassen, mehr Teenagerschwangerschaften, schlechteren Schulabschlüssen - und sogar unter mehr Fettsucht in der Bevölkerung leiden. Umgekehrt profitierten alle Schichten - auch und gerade die Wohlhabenden - von sozialer Gleichheit.

Derartige Untersuchungen kommen unisono zum Ergebnis: Weltweit vorbildlich sind die nordeuropäischen Länder, während Deutschland sich im oberen Mittelfeld bewegt. Vor allem Schweden dient als Leuchtturm für Gerechtigkeit und Gleichheit. Trotz Krise des Sozialstaates und Haushaltsdefiziten in den frühen 1990er-Jahren hat es das Land wie kein anderes geschafft, egalitäres Denken und Wohlfahrtsstaat mit einer potenten Privatwirtschaft zu koppeln. Sinkende Staatsverschuldung, geringe Einkommensunterschiede und Arbeitslosigkeit, hohe Wettbewerbsfähigkeit und Bildungsgerechtigkeit: Schweden gleicht einem fortwährenden Wunder. Ein Wunder, dessen sich die Deutschen durchaus bewusst sind. In einer repräsentativen Umfrage der Bertelsmann Stiftung aus dem Jahr 2007 empfanden 57 Prozent der Bürger die skandinavischen Länder als vorbildlich (Schweden 38%, Dänemark 19%).

Das Modell Schweden zeigt: Gerechtigkeit kann dann zur Kardinaltugend reifen, wenn sie von einem breiten Konsens getragen wird. Seit den 1990er-Jahren haben die konservativen Regierungen an den Grundfesten der Gleichheit festgehalten; sozialdemokratische Regierungen wiederum haben die Staatsausgaben gebremst. Somit weichen beide Partieguppierungen von den üblichen Handlungsmustern ab.

In Deutschland hingegen macht sich das Phänomen der gefühlten Ungerechtigkeit breit. Paradoxe Weise nimmt das

Ungerechtigkeitsempfinden in Ostdeutschland ab - 1992 betrug es 82 Prozent, 2008 57 Prozent -, während es in Westdeutschland kontinuierlich zunimmt (1992: 29%, 2008: 44%). Dabei sind die Lebensverhältnisse im Westen des Landes nach wie vor vorteilhafter als im Osten. Möglicherweise hängt das Gefühl, nicht den gerechten Anteil zu erhalten, der einem zusteht, mit einer Vergiftung der Gerechtigkeitsdiskussion zusammen. Der Politologe Frank Nullmeier warnt zurecht: "Neiddebatte und Gier-Zuschreibung an Banker und Manager reduzieren Grundfragen gesellschaftlicher Ordnung auf das Vorherrschen von Lastern."

Literaten zwischen Solidarität und Spottlust

Können Literaten hier Abhilfe schaffen und die Diskussion auf eine "höhere" Ebene bringen? Der Befund der letzten Jahrzehnte lautet: eher weniger. Die engagierten Schriftsteller, die während der Adenauer-Zeit und bis weit in die 1970er Jahre Sturm liefen gegen gesellschaftliche Privilegien und Muff jeglicher Art, befassen sich mittlerweile meist mit individuellen Themen. In *Leichter als Luft*, von Hans Magnus Enzensberger 1999 zu seinem siebenzigsten Geburtstag veröffentlicht, findet sich das Gedicht *Warnung vor der Gerechtigkeit*:

Sie glauben also im Ernst,
Sie wären zu kurz gekommen.
Ungerecht, behaupten Sie,
hätte die Welt Sie behandelt?
Dabei sehen wir doch,
wie emsig Sie ohne Krücken
tippeln, in Ihrem Alter,
und nachts versinken Sie
in eine Dame, die Sie erträgt!

Bei Martin Walser fällt vor allem das Bekenntnis zum Katholizismus und daraus abgeleitet sein Empfinden für die ungerechte Verfasstheit der Gesellschaft auf. Was Gerechtigkeit angehe, sei er heute noch Sozialist, vertraute er der *Frankfurter Rundschau* 2010 an. Hier setzt sich eine Linie fort, die schon 1952 bei seinem Hörspiel *Die Dummen* zu erkennen war, in dem der Chor intoniert: "Der Staat verteilt Gerechtigkeit/Gerechtigkeit ist schön/wenn alle Bürger mit der Zeit/von der Gerechtigkeit was sehen." Auch 1968, in seinem Vorwort zu Erika Runges einst legendären *Bottroper Protokollen*, nimmt er klar Stellung. Die Arbeiter würden nicht in der gleichen Demokratie leben wie die Politiker, Journalisten und er selbst. Hier geht es um das Leiden einer schweigenden Mehrheit.

Soweit, so unanfechtbar. Aufsehen erregte Walser in den letzten Jahren allerdings mit seiner Verteidigung von Managern wie Zumwinkel und Pierer. "Deutsch bis ins Mark" sei die Art, wie Manager reihenweise an den Pranger gestellt würden. Im Laufe eines Interviews des Wirtschaftsmagazins *Capital* wendet der Interviewer, der kaum vom Bazillus des Sozialismus infiziert sein dürfte, ein: "Sie ignorieren die soziale Ungerechtigkeit?" Walser beharrt

darauf, "absolut erkenntnisabweisend" zu sein; die Armutsstatistiken könne er nicht nachvollziehen.

Plausibel erscheint: Walser solidarisiert sich nicht mit sozialen Kategorien und schon gar nicht mit der Maschine der Umverteilung, sondern mit Individuen. Mit Fink und anderen Opfern von Machtausübung in seinen Romanen; im wirklichen Leben ebenso, auch bzw. gerade wenn es heikel wird. Nicht anders lässt sich sein Beitrag zur Ehrenrettung des von den französischen Ruhrbesetzern hingerichteten und von den Nationalsozialisten zum Märtyrer hoch stilisierten Freikorpskämpfers Albert Leo Schlageter interpretieren. Oft übersehen wird der erste Teil seiner Paulskirchenrede 1998, in dem er beherzt Partei ergriff für einen idealistischen Westdeutschen, der für die DDR spioniert hatte und nach der Wende verurteilt wurde, während die Spione des Westens finanziell entschädigt wurden: Stichwort Siegerjustiz. Am Ende der Rede spricht Walser den anwesenden Bundespräsidenten direkt an und bittet ihn, Rainer Rupp freizulassen.

Mut zu Unmittelbarkeit paart sich mit radikaler Subjektivität. Walsers Leser sind gefordert; ihnen wird ein Standpunkt geboten, kein Maßstab. Von einem Bekenner, einem lustvollen Störenfried mit Kohlhaasschen Zügen, keinem Praeceptor Germaniae wie etwa Grass oder Habermas. Sein Biograph Jörg Magenau dazu: "Eine sublimale Lust, durchs verminten Gelände zu marschieren, ist ihm allerdings nicht abzusprechen." Dabei ist der Autor an Verständlichkeit kaum zu übertreffen, denn der Leser darf ihn in die fernsten Winkel seiner Gedankengänge und Empfindungen begleiten. Walser zu lesen ist wie ein konstanter Werkstattbesuch.

Dies gilt auch für die bemerkenswerte Einstellung des Autors zum Geldvermehrten, "einer Kunst wie Dichten oder Musizieren". Sein Protagonist Karl von Kahn im Roman *Angstblüte* ist ein gehobener Anlageberater, er vermehrt das Geld derer, die ohnehin darin schwimmen. Für Walsers Charaktere ist der Gesellschaftsvertrag insgesamt brüchig geworden. Die Fernsehmoderatorin Gundi in *Angstblüte* zitiert Sätze aus dem Grundgesetz, um dann festzustellen: Nichts sei so verletzend wie die Gerechtigkeitsillusion.

Radikale Subjektivität: Zeichnet das nicht auch den Weimarer Dichter aus, der mit seinem ständigen Sowohl-als-auch die Öffentlichkeit betörte und zugleich befremdete? 1914 veröffentlichte der Philosoph Georg Simmel den gedankenreichen Aufsatz *Goethes Gerechtigkeit*. Er bilanziert: "Was wir aus dem Tiefsten des Goetheschen Lebens heraus lernen können, ist dies, dass die entschiedenste Einheitlichkeit eines Lebens durchaus nicht an das gleichsam substantielle Verharren und Durchhalten von irgendwelchen Inhalten, ja sogar von Charakterzügen gebunden ist."

Individualität macht frei. Und empfänglich für eine Diabolik, die Gerechtigkeit in das Reich der Illusionen verbannt:

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Zogen den Kürzeren in jedem Gefechte;
Da stürzte denn Alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.

Im weiteren Verlauf des Goetheschen Gedichts wird den Gerechten von himmlischer Stelle geraten, sich wie Teufel zu gebärden, um so den Sieg zu erringen. Das tun sie und das Gedicht schließt mit der Erkenntnis:

Natürlich fand man hinterdrein,
Es sei recht hübsch, ein Teufel zu sein.